

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Bergisch-Märkische
Zeitung

Nr. 293 — 56. Jahrgang

Montag 14. Dezember 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Schnellboote torpedierten sechs Dampfer

Erfolgreicher Einbruch in feindliche Geleite

Entlastungsangriffe der Sowjets im Abschnitt Kalinin—Ilmensee abgewiesen

Der Aus dem Führerhauptquartier, 11. Dezember. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Hochgebirge des Kaukasus wurden mehrere feindliche Angriffe abgewiesen. An anderen Stellen des südlichen Frontabschnitts dauern die zum Teil sehr erbitterten Kämpfe mit hartem Gegenangriff. Eigene Panzerkräfte, die aus dem Raum südwestlich Stalingrad vorgehen, zerstörten feindliche Truppen, deren Gegenangriffe unter Verlust von über 20 Panzerkampfwagen scheiterten.

Bei einem in den letzten Tagen in der Kalininer Steppe geführten Vorstoß in den Rücken des Feindes wurden zahlreiche Gefangene eingebracht und der Nachschub des Gegners empfindlich gestört. Italienische Truppen wehrten erneut östliche Angriffe der Bolschewisten an der Don-Front unter blutigen Verlusten für den Feind ab. 25 Sowjetflugzeuge wurden bei vier eigenen Verlusten abgeschossen.

Die Kämpfe im Abschnitt Kalinin—Ilmensee dauern an. Durchbruchs- und Entlastungsversuche der Sowjets zur Entdeckung der eingeschlossenen feindlichen Truppen wurden abgewiesen und wieder 31 Panzer vernichtet. Seit dem 25. November verlor der Feind bei seinen vergeblichen Angriffen allein im

Bereich einer Armee 1568 Panzerkampfwagen.

Bei Stoßtrupptorpedierungen deutscher Truppen am Wolchow und südlich des Ladoga-Sees wurden zahlreiche Kampffähige des Feindes zerstört.

Kampfflugzeuge bombardierten in der vergangenen Nacht Stadt und Hafen Murmansk. In der Chrenaila weiterhin lebhaftes Aufklärungs- und Artillerietätigkeit. Deutsche Kampfflugzeuge führten starke Angriffe gegen den Hafenbetrieb in Bengasi.

In Tunesien vernichteten deutsche Schlachtflieger mehrere feindliche Panzer. Das Hafengebiet von Bone wurde von deutschen und italienischen Flugzeugen erneut schwer bombardiert. Es entstanden Explosionen und Brände. In Luftkämpfen wurden in Nordafrika 12 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Vordruck der deutschen Kriegsmarine schoß im Geleitschutz drei feindliche Flugzeuge ab.

In der Nacht zum 13. Dezember griffen Schnellboote feindliche Geleite an der britischen Küste an und torpedierten trotz starker Sicherung durch Zerstörer sechs Handelsschiffe. Drei Dampfer von zusammen 9000 BRT. sanken sofort, ein Tanker von 3000 BRT. geriet mit hoher Stichflamme in Brand. Auch die beiden übrigen Dampfer sind wahrscheinlich gesunken. Aus dem sich entwickelnden heftigen Nachgefecht mit den Zerstörern feh-

ten alle Boote unverfehrt in ihre Stützpunkte zurück.

Marineartillerie und Jagdflieger schossen über dem Kanal und an der Küste Norwegens vier britische Flugzeuge ab.

Der 152. Eichenlaubträger

Generalleutnant Wolfgang Fischer

Aus dem Führerhauptquartier, 12. Dezember. Der Führer verlieh am 9. Dezember 1942 dem Generalleutnant Wolfgang Fischer, Kommandeur einer Panzer-Division, als 152. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Bereits im Juni 1940 erhielt Generalleutnant Fischer — damals noch Oberst und Kommandeur einer Panzer-Grenadier-Brigade — das Ritterkreuz für sein tapferes und entschlossenes Verhalten bei der Eroberung des Maas-Überganges und bei der Einnahme von Calais. Nunmehr hat sich General Fischer bei den Kämpfen in Tunesien erneut hervorragend ausgezeichnet. So war er an den in den Wehrmachtberichten vom 5. und 6. Dezember gemeldeten Kämpfen bei Tebourba, bei denen 1100 Gefangene eingebracht, mehr als 40 Geschütze erbeutet und über 70 feindliche Panzer vernichtet wurden, maßgeblich beteiligt. Dieser große Erfolg ist in erster Linie seiner tatkräftigen Führung zu verdanken.

„President Coolidge“ verient

Stockholm, 12. Dezember. Neuter meldet aus Washington: „Das Marineministerium gibt bekannt, daß der frühere Passagierdampfer „President Coolidge“ im Südpazifik verient wurde. An Bord befanden sich ungefähr 4000 Mann Truppen.“ Der Passagierdampfer „President Coolidge“ war 21936 BRT. groß. Das Schiff wurde 1931 in Dienst gestellt. Sein Heimathafen war San Francisco.

Nach einer ergänzenden Neutermeldung war das Schiff, das als Transportdampfer diente, mit Truppen und Ausrüstung voll beladen. Der Untergang erfolgte in der letzten Woche. Es wird behauptet, daß nur vier Mann beim Abinken des Schiffes den Tod gefunden hätten. Nach weiteren Mitteilungen ist der Dampfer „President Coolidge“ der zehnte amerikanische Transporter, der während des jetzt ablaufenden Kriegsjahres verlorengegangen ist.

Blutbad in Seheran

Saloniki, 13. Dezember. Am Zusammenstoß mit der von den Engländern durch ihre Verhinderung entstandenen Unruhe in Iran kam es in Seheran, wie Berichte von dort besagen, zu Zusammenstößen, als die Engländer plötzlich mit einem größeren Truppenaufgebot in die Stadt einmarschierten. Wie von englischer Seite selbst angegeben wird, entwickelten sich Kämpfe, bei denen es zahlreiche Tote gab.

„Wer ist eigentlich Herr in Nordafrika?“

Immer noch englische Aufregung um den Fall Darlan

13. Stockholm, 14. Dezember. (Gla. Bericht.) In dem amerikanisch-englischen Streit um den Verräter Darlan zeichnen sich allmählich zwei Punkte als besonders beachtenswert ab: 1. Zum erstenmal ist von der englischen Presse erklärt worden, daß das Foreign Office in London aus Washington den „Befehl“ erhielt, den Mund zu halten und nicht „querzureden“. 2. Von englischer Seite ist jetzt erklärt worden, daß die nordamerikanische Politik in Nordafrika von England mißbilligt, ja als eine Einmischung in Angelegenheiten betrachtet wird, von denen die Nordamerikaner nichts verstanden.

Die Nordamerikaner stellen sich mehr und mehr auf den Standpunkt, daß sich der Rußhandel mit dem französischen Verräter in Afrika aus rein militärischen Gründen gelohnt habe. Außenminister Hull erklärte kürzlich, daß durch den Verrat Darlans 18.000 Mann und drei Monate schwerer Kämpfe gespart worden seien. Kriegsminister Stimson ging noch weiter und stellte der Kriegführung Roosevelts das Armutszeugnis aus, es sei „denkbar“, daß die amerikanischen Operationen in Nordafrika sonst vielleicht überhaupt nicht hätten durchgeführt werden können!

Diesen amerikanischen Erklärungen gegenüber verhält man sich in England mehr und mehr auf dem Standpunkt, daß der Handel mit Darlan den Alliierten keine militärischen Vorteile gebracht habe; 3. V. schreibt die Zeitschrift „Economist“: Man hat allzuviel über die angeblichen Vorteile dieser Abmachungen gesprochen. Es sei höchst zweifelhaft, ob durch die Intervention von Darlan überhaupt irgendetwas an dem Lauf der Ereignisse in Nordafrika geändert worden sei.

Besonders angebracht ist die Londoner Zeitschrift „Time and Tide“. Sie schreibt: „Entweder Darlan achte ab und zwar schnell, oder aber die britische Nation

erhält eine Versicherung über die Zusammenarbeit mit Darlan. Wenn das nicht geschieht, so lenkt die britische Regierung auf ein Ungewisses los.“ Die Zeitschrift „Statesman and Nation“ schließlich stellt die Frage: „Wer ist eigentlich Herr in Nordafrika, Darlan oder die Alliierten? Was für eine Politik betreiben überhaupt die Alliierten? Ist es die Politik Roosevelts oder diejenige des Außenministers oder etwa die des Generals Eisenhower? Und was hat vor allem England dabei zu tun?“

Herr Churchill's abweichendes Geistesbild vor dem Unterhaus hat also die britischen Gemüter keineswegs beruhigt!

Der „Fall Darlan“ wird gestrichen

13. Madrid, 13. Dezember. (Gla. Bericht.) Vondoner Meldungen zufolge ist zu den britischen und nordamerikanischen Zeitungen, die gegen den Stachel der amtlichen Zensur löten, nun auch die „Times“ getreten. Die Klagen der alliierten Journalisten sind nicht neu, doch lassen die in der „Times“ aufgeführten Themen Rückschlüsse auf die zwischen den Alliierten bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu. Die Zensur erstreckt sich nämlich nicht nur auf militärische Dinge, sondern seit geraumer Zeit auch auf die gegenseitigen Vorwürfe. Neuerdings ist auch der Fall Darlan zu den zensurierten Themen gekommen. Die „Times“ zitiert besonders die Klagen der englischen Korrespondenten in New York und Washington, denen die USA-Zensur ihre Kommentare zu den Tagesereignissen, ja sogar reine Nachrichten über nordamerikanische Anträge gegen das Imperium streicht. Die „Times“ stellt sich auf den Standpunkt, es müsse dafür gesorgt werden, daß die beiden öffentlichen Meinungen sich über die gegenseitigen Meinungsverschiedenheiten informieren um auf diesem Wege zu einer gemeinsamen Linie zu gelangen.

Roosevelts großer Irrtum

Von Helmut Sündermann

Eine bekannte britische Zeitschrift — der „Economist“ — schrieb kürzlich, daß die „Vereinigten Staaten „Europa abgeschrieben“ hätten und in ihrem Weltbild jetzt Nordamerika als den Mittelpunkt des Erdkreises darstellten. Diese Bemerkung des britischen Organes ist nur insofern eine Zehndeutung der gegenwärtigen Situation in den USA, als sie bereits als Tatbestand bezeichnet, was in Wirklichkeit erst als Ziel der Roosevelt'schen Politik und Kriegsführung heute allen Nationen deutlich wird.

Roosevelt hat nicht Europa abgeschrieben, aber er will es tun. Er hat auch nicht seine vereinigten „Vereinigten Staaten“ zum Mittelpunkt der Erde gemacht, aber sein ganzes Streben und die Absicht seiner Hintermänner ist darauf ausgerichtet, den ganzen Erdball der Herrschaft der Wallstreet untertan zu machen. Weil diesem Ziel Europa im Wege steht, deshalb war Roosevelt vor Jahren so eifrig bemüht, durch seine Tendenz den europäischen Konflikt heranzubekommen, deshalb hat er dann nach dem Fall Frankreichs die Briten mit Drohungen und Lockungen zur Fortsetzung des Krieges getrieben, hat den Belarader Putch und tausend ähnliche Machenschaften in Europa inszeniert und sich schließlich als alterer und intimster Freund Stalins und des Bolschewismus entpuppt. Deshalb hat er — wie heute nicht mehr bestritten werden kann — schon lange Jahre vor dem Krieg mit der Sowjetunion engherzigen Kontakt gepflegt und sie in ihrer Angriffsabsicht auf Europa beistand und unterstützt.

Es ist angesichts der unbestreitbaren Tatsachen müßig, die Frage nach der Ursache dieses wahrhaftigen Begehrens zu stellen und zu untersuchen, ob ein solches Komplott, das die Welt Herrschaft des einen Kontinents durch die Zerstörung und Auslöschung des anderen erstrebt, im Gebirge eines Vernunftbegabten entstehen kann oder die Anzeichen manisch-depressiven Kreislaufs aufweist — Tatsache ist, daß dieser Plan besteht und sich bereits so deutlich abzeichnet, daß sogar die von Deutschen begangenen Verbrechen heute zu erkennen beginnen, was der Führer schon im Jahre 1939 in seiner berühmten Rede gegen Roosevelt in unmissverständlicher Deutlichkeit ausgesprochen hat.

Die Roosevelt'schen Pläne gegen Europa sind nicht nur aus historischen Gründen eine Ungeheuerlichkeit. Wir wollen auf die Darstellung all der Tatsachen verzichten, die darinnen, daß Amerikas Entwicklung von der Entdeckung durch Columbus bis in die modernste Zeit undenkbar wäre ohne den fortwährenden Zustrom nicht nur europäischer Menschen, sondern auch der Ideen, Erfindungen und Erkenntnisse, wie sie aus dem Schoße europäischer Nationen in unendlicher Fülle nach Amerika flossen und dort erst in der jüngsten Zeit der Vastardisierung und jüdischen Herrschaft zurückgewiesen wurden. Die nationalen Kräfte Europas haben sich aber nicht nur in der Vergangenheit als die große Antreibkraft der amerikanischen Entwicklung erwiesen — sie sind heute, wie kaum jemals zuvor, die überlegenen geistigen Quellen der Menschheit für die Lösung ihrer größten Probleme. Die entscheidende Frage der sozialen Revolution, die Aufgabe, den Klassenkampf des industriellen und kapitalistischen Zeitalters zu überwinden, ohne die nationalen Lebensgrundlagen zu vernichten, diese große Frage unseres Jahrhunderts hat in den Vereinigten Staaten Roosevelts, die sich jetzt zum Weltmittelpunkt proklamieren wollen, nur einen so großen jüdischen Niesenbetrug an den schlafenden Massen gebracht, daß die Nacht in den imperialistischen Raubkriegen der einzige Ausweg für die verantwortlichen Machthaber war. In den beiden größten Nationen Europas aber hat das gleiche Problem schon längst eine geschichtliche Lösung gefunden, die durch den Kampf, den ihr Bolschewismus und Kapitalismus und Judentum angeht, haben, nur eine stolze Bestätigung erfährt.

Wenn nun Herr Roosevelt angesichts dieses neuen und überzeugenden Beweises der europäischen Führungsfunktion und der Jugendkraft der „Alten Welt“ glaubt, daß ein militärischer Angriff das rechte Mittel sei, um diesem, dem jüdisch-amerikanischen, Weltbeherrschungsanspruch so entscheidend entgegenstehenden Phänomenen wirksam zu begegnen, so dürfte sich das als ein für ihn und seine jüdische Clique folgenschwerer und für die über die Weltmeere entzündeten amerikanischen Soldaten blutiger Irrtum erweisen. Denn Herr Roosevelt irrt sich nicht nur mit seiner Propaganda, daß der Europas Kraft aestia gebrochen sei, er irrt sich auch in allen andern Voraussetzungen einer so ungeheuerlichen Anaristhandlung, wie er sie unternommen hat.

Herr Roosevelt irrt sich politisch, wenn er annimmt, in Europa noch einmal Dummhe zu finden, auf die vor 25 Jahren sein Freund, einstiger Vorgesetzter und Vorgänger Wilson rechnen konnte. Es gibt auch unter jenen europäischen Völkern, die durch ihn in Krieg und Niederlage getrieben wurden, keinen Vernünftigen, der sich für das Ziel der Erniedrigung Europas zur amerikanischen Ausbeutungs-Kolonie zu begeistern vermöchte und der die Absicht hatte, dem Kriesscheiter Roosevelt die Raubzüge zu erleichtern, die er in diesem Kriege zum Ausgleich seiner Verluste in Ostasien überall dort unternahm, wo er mit Bestimmtheit auf geringen Widerstand rechnen zu können glaubte. Ebenso wie der Kampf gegen den Bolschewismus ein einziges Moment darstellt, das heute schon während des Krieges die Alliierten zwischen Siegern und Besiegten in Europa überbrückt,

der Kaiserin.
 nachdenklich und
 meiner Weisheit
 muß dem Malheur
 kann Sie mir sagen.
 Das liebe, gütliche,
 schneeweisse Haar
 schalt lachte ihr an
 und sagte: „Wenn
 dem Malheur
 über die schmale
 die Baronin
 schüttel: „Wird
 Wieder war es
 blühenden Bäume

Grleischle Klastit

Vortrag von Prof. Langloz Bonn
im Museums-Verein

Der Vortrag des Bonner Universitätsprofessors Dr. E. Langloz über das Wesen der griechischen Klastit im Museums-Verein übernahm am Sonntagmorgen war selbst ein klastisches Meisterwerk, war Kunstgeschichte als Geisteswissenschaft, archaisch wohl fundiert, formal abgefaßt durch die Nachbarratschungen des archaischen Stils und des Hellenismus. Die eigentlichen Quellen, aus denen der Gelehrte seinen Gegenstand speiste, waren Mythos und tragische Dichtung, Volk und Staat der Griechen. Der Begriff der Klastit, mit dem wir reinste Harmonie zu verbinden pflegen, ist beträchtlichen Wandlungen unterworfen gewesen. Vom späten Altertum bis zum 20. Jahrhundert stellt jene klastische Epoche, wie Arnold von Salis einmal sagt, die ideale Reife künstlerischer Ausdruckswerte dar, die schlechthin als vollendet und vorbildlich anacipitisch wurde: wo auf der Mittagshöhe des Lebens im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. die Kräfte der Natur ihr Meisterstück vollbrachten und alle übrigen Entwicklungsstufen als Moment des Aufstiegs oder Niedergangs, als Vorbereitung oder des Welfens und Verfalls erscheinen. Diese Anschauungen sind heute überholt.

Worin besteht die künstlerische Existenz der Klastit und welches sind ihre geistigen Voraussetzungen? Altes ist damals weit davon entfernt, einen idealen Zustand vorzustellen. Nietsche fragte mit Recht in Bezug auf die ewigen Kriege, Ströme von Blut und Rote der Bürger: Waren die Griechen nicht die unglücklichsten Menschen? Doch, erfüllt von gewaltigen Spannungen und Bindungen, steht ja für jene Zeit gar nicht die Frage nach der Schönheit und Harmonie im Vordergrund. Es gilt, weit Tieferes und Verpflichtenderes zu erkennen. Der Blick auf zwei fundamentalen archaischen und klastischen Proben zeigt die Antwort. Die archaische Gestalt des Athleten ist frontal, völlig regel-mäßig, statisch-fest in Haltung, Aufbau und Durchformung, der klastische Bruder ist in sich ruhend, rhythmisch bewegt, mit deutlicher Zeichnung der Teile zum Ganzen, ein aufsteigender, weicher Menschentyp. Die archaische Gestalt verkörpert Tiefsinn und dämönische Animalität, die klastische ist der Abne des geistigen Menschen.

Beethoven-Feierstunde

Anton Schoenmaker und Eva Kesselring deuteten sein Werk

Drei Alenodien der Violon-Sonaten Beethovens verkörpert ihr schönes Feuer in der letzten Feierstunde, die Anton Schoenmaker und Eva Kesselring in dem Genuß gewidmet hatten. Die beiden Künstler führten die Festgemeinde im Saal des Frauenklubs des Frauenvereins überführt durch hohen und tiefen des Gefühls, in die freilebende Melodie, in den reichen Rhythmus und in die ungeheure Spannweite der thematischen Motive innerhalb des Sonatenraumes, dessen Motivaufwicklung und Themenverflechtung mit einer selten erlebten Werttreue gelangen. So mehr — was ursprünglich als eine freundlich angelegene Färbung durch die Violonsonatenliteratur Beethovens gedacht war, erblühte im schwerelosen Gesang der Geige und in der klaren Zeichnung des Klaviers zu einem Leben, das in der Höhenluft des Absoluten dennoch vom Hauch des Menschlichen angehaucht und ins Zeitlose fortgetragen wurde.

In diesen Bezirken verbietet sich Analyse, wir dürfen Bilder beschreiben, Wirkung feststellen und das Allgemeine sprechen lassen. Ein Bild vor allem: Ueber dem Mädel hing ein dunkel verhängtes Bildnis Beethovens. Zu ihm erhob sich für eine Sekunde vor dem Adagio espressivo in Opus 54 der Blick Schoenmakers. Und, als wenn er aus diesem Ausblick Kraft und Bestätigung fei-

lene ist die Gottheit, in dieser ist das Göttermentum nicht mehr unterscheidbar. Was die hellenistische Darstellung hinüberbringt, ist Raum, Tiefe, Pathos und das Wirken in die Ferne. Aber es bedurfte der klastischen Lebensstufe, um die Bestimmung aus der Gebundenheit zu eigener Selbstverantwortung zu bewirken: Das Individuum entsteht, indem sich die Klastit vom Vitalismus abwendet und die Götter sich aus der Ebene des Menschseins zurückziehen.

Wie sieht es mit der Zeitdauer der Klastit? Gehört sie noch dem 4. Jahrhundert an? Gewiß, das tragende Lebensgefühl der politisch und historisch hochgestimmten Spanne Zeit zwischen 460 und 430 überflammt auch noch die nächsten Generationen. Die vita activa des 5. Jahrhunderts und die vita contemplativa des 4. Jahrhunderts mit ihrem Vorstoß in Tiefenräume der Seele bestimmen erst die Zweieinigkeit von Leib und Geist. Mit einem

Rheinischer Literaturpreis für Otto Brües

Im großen Saal des Gürzenichs zu Köln fand am Sonntag, 13. Dezember 1942, eine Feierstunde aus Anlaß der Verleihung des Rheinischen Literaturpreises für den Dichter Otto Brües statt. Das Orchester der Hanfstadt unter Leitung von Generalmusikdirektor Professor Eugen Papst schuf mit der romantischen „Marsch“ von Robert Schumann den musikalischen Rahmen für den Sinn dieser Ehrenstunde.

Der Landeshaupmann der Rheinprovinz, Heinz Haake, betonte die Kriegssituation, in der sich Deutschland zum Vorkämpfer Europas, ja der ganzen Welt, gemacht habe. Die Entscheidung werde im Osten fallen, obgleich England durch Terrorangriffe den Zusammenhalt des Reiches stören wolle. Aber gerade im gefährdeten Rheinland richteten sich die Blicke auf die Zukunft und die Ideale unseres Volkes, bekennen sich deutsche Menschen zum ewigen Genius deutscher Kunst. Zu der zweideutigen Propaganda des Gegners, daß wir Deutsche einzeln und allein das Volk der Dichter und Denker bieten sollen, sei aber heute der Gedanke und Wille getreten, daß wir es in jedem Sinne als Kämpfer sein werden: im Dienste von vaterländischer Größe, dem sich auch die Künstler verpflichtet wissen.

ner Aufgabe gewänne, erlang das Piano wie Geisteraus aus Fernen, wie ein ergreifender Hauch aus Aonen, die aller menschlichen Zehnigkeit Erfüllung und aller Dual Erlösung gewähren. Von der Wirkung ist zu sagen, daß sich das Lustgefühl etwa in den Variationen des Allegretto der Sonate Nr. 10 op. 30 Nr. 1, das auf das Gefühlslinige Adagio folgt, mit seinen naturhaft schließenden Abzügen in einem befreienden und aufsteigenden Einflaß auf die Hörer übertrug, woran die aufgeschlossene und opulente Vortragsweise der Pianistin ebenso bedeutenden Anteil hatte wie die Violine. Die Beethoven'sche Allgemeine verließ die Kreuze-Sonate. Die Grenze zum Reich der Dämonen ist überschritten. Doch deutete das Spiel der beiden Künstler aus sicherer Erdnähe an, daß der Mensch ihren Gefahren entritt — trotz der lodenden flackernden Lichter des ersten Presto. Die faustische Meditation des Andante con Variazioni führt zum trotzigen heraus-leuchtenden Ra, mit dem das finale Presto das Leben beantwortet. Man kann die Kreuze-Sonate auch anders deuten. Ob sie dann noch Beethoven ist, fragt sich. Ehrfurchtsvoll an sein Werk hingeben und in Diesseits und Jenseits mit angepanntester Meisterhaftigkeit ihm folgend, ließen uns Anton Schoenmaker und Eva Kesselring seines Geistes einen Hauch verspüren.

Dr. Ludwig Lindner.

höchst fesselnden Erfurs in Staat und Dichtkunst eröffnete Prof. Langloz die geistige Schau auch in die Klastit: Die griechische Klastit ist die Stufe, in welcher der Mensch sich seiner bewußt wird und seine Grenzen erkennt. Sie bestimmt das neue Verhältnis zu Mensch und Gott und die Frage nach Wert und Sinn des Lebens. Das Uebersteigen der Grenze aber ist der Sinn des Mythos. Wie die Tragödien des Sophokles Ausdruck des Lebens, Einssein mit dem Volke und ein Bestandteil des Staates bedeuten und also den Mythos verleblichen und vergeistigen, so erreicht auch die Kunst in der Klastit den höchsten bildnerischen Aufschwung — die Selbstdarstellung von Geist und Körper, und ist daher als Erfüllung des Menschen im klastischen Kosmos mehr als nur die Vollendung der Form, mehr als bloße Schönheit und Harmonie.

Dr. Ludwig Lindner.

Im vorigen Kriege seien es Goethes „Faust“ und Nietzsche's „Zarathustra“ gewesen, die den deutschen Soldaten beleiteten, heute trete zu ihnen in erster Linie das Buch des Führers. Aber auch die übrige Vielfalt deutschen Schrifttums spreche jetzt zum Kämpfer: der Dichter sei wiederum ein Spiegel der deutschen Seele. Das alte auch für Otto Brües, den nunmehr ausdrücklich zu ehrenden Preisträger von 1942. Fülle der Gestalten und Töne, deutschem Wesen gemäß, biete sein Werk: nicht die äußere Form, sondern einzig der Inhalt sei bestimmend. In einer Schilderung des Lebens und Schaffens von Otto Brües hob der Landeshaupmann den Freigeist des Dichters hervor, der auch seine schon früh bekannte Liebe zur neuen deutschen Jugend befehle. Merkmale und Stufen dieses Dichterverwerkes seien Heimat, Vaterland, Welt und Gott.

Die Verlesung der Urkunde vor dem als Hauptmann des Heeres erschienenen Preisträger würdigte zusammenfassend die Gründe der Verleihung des Literaturpreises.

In herzlicher und aufgeföhler Weise erhaltete Otto Brües dann seinen Dank für die Ehrnung, die er von sich selbst weiterleitete an seine Urprünger: an das Elternhaus, die Geburtsstadt, die Heimat, die Städte seiner beruflichen Arbeit, die Kunst, die Freunde und Leser seiner Arbeiten — sie alle seien ihm notwendige Helfer gewesen. Der innere Sinn sei für ihn die Mitbeteiligung zur Bewahrung und Sicherung einer inneren Hierarchie, damit überall die Besten und Tüchtigsten herrschen und führen. So gliederte sich die künstlerische Arbeit ein in den Gesamtdienst am deutschen Volke, an der Größe seiner Seele.

Der Feierstunde folgte noch ein Empfang im Hansa-Saal des Rathauses auf Einladung des Oberbürgermeisters der Hanfstadt Köln, Dr. Winkelnäpfer.

Otto Brües - Leben und Werk

Otto Brües wurde am 1. Mai 1897 in Arelfeld geboren. Der heimlichen Landschaft fühlte er sich stets innig verbunden, in ihr spielen auch die meisten seiner erzählerischen und dramatischen Arbeiten. Den Weltkrieg machte er als Infanterist an der Westfront mit; tiefe Spuren hinterließ das Erleben jener Zeit und der Nachkriegszeit in den Werken „Heilandssturz“, „Jupp Brand“ (1927), „Der Wallisch im Rhein“ (1931). Zu nennen ist vor allem als die wohl dichterisch bedeutendste Leistung der Roman „Die Wiederkehr“ (1932); vor einem historischen Hintergrund — beschrieben wird die kulturgeschichtliche Umwelt des Kurfürsten Clemens August von Köln — erzählt der Erzähler das magische Geschehnis einer Neugeburt Christi. Nicht minder bekannt wurde der fesselnde Roman „Die Nacht zu den Vätern“ (1934), der ein fesselnd packendes, abenteuerliches Motiv entfaltet. Die tragikomische Geschichte von einem Dieb, der mehr scheitern will, als er ist, erzählt in „Der schlaue Herr Waz“ eine nachdenklich anschauliche

Form. „Allegat der Blaufuß?“ (1935) endlich noch als einer der umfangreicheren Romane Brües' schildert den Freiheitskampf Alanderns.

Kleinere Erzählungen und Romane schichten sich zu den größeren Epiken: „Das Mädchen von Utrecht“, „Das Postbader“, „Seldes, Heilige, Karren und Musikanten“, „Heiterkeit des Herzens“ und als seine bisher letzte Novelle „Die Sonate“. Das Drama hat den Dichter schon früh angezogen: so entstanden das religiöse Schauspiel „Der Prophet von Lohau“, einige kleinere Dramen und der große Bühnenerfolg von 1936: „Der alte Brangel“, ein Volksstück mit tiefer reichenden, fesselnden Akzenten voller besinnlichem Ernst in komödiantischer Fälschung.

Der Heimat gilt Dank und Dienst auch bei strengeren Normen arbeitenden Dichters. „Nebenmische Sonette“ (1924) huldigen ihr: viele Tropfen der „Gedichte“ von 1936 sind aus landschaftlichen Eindrücken entstanden. Verußlich als Schriftleiter tätig, setzte sich Otto Brües auch kulturpolitisch für Heimat und Vaterland ein: er erlaubt an die Nordlandschau des deutschen Menschen, von der er in seinem Reisebuch „Licht von Thule“ Zeugnis ablegt.

—hs.

Bildende Kunst in Luxemburg. Mit der Eröffnung des Kunstaufbaus in Luxemburg wurde eine Ausstellung moderner Kunst der Öffentlichkeit übergeben, die mit 266 Werken zum erstenmal eine Gesamtschau des Werkes der Künstler von Eiffel und Guntard und aus dem Luxemburger Gebiet gibt.

Die Operette „Du oder keine“ von Schmideder erlebte in Berlin vor einigen Tagen ihre 600. Aufführung. „Der Kiebling der Welt“. In München fand im Staatlichen Opernhaus am Wagnertag die neue Operette „Der Kiebling der Welt“ von Richard Waz und Gert Hofmann statt. Die Operette wird größtenteils in Bulgarien, auch die sehr ansprechende Musik Geistes hat vielfach bulgarische Volksweisen verwendet. In seiner glänzenden Inszenierung hat Artur Richter die Operette zu einem reichen Schauspiel mit großem Waffenaufbau erweitert.

Dr. Carl Benedikt.

Der Rundfunk am Dienstag. Reichsprogramm: 15.30—16.30 Uhr: Klavier- und Orchestermusik von J. S. Bach. 17.15—18.30 Uhr: Bunte Musik zum Abend: 20.15 bis 21 Uhr: S. S. Musik der Gesellschaft für Kärnten: 21—22 Uhr: Operettenmusik von Strauss bis Rattina. — Deutschlandsende: 17.15—18.30 Uhr: Schubert, Gade, Dvorak: 21—22 Uhr: „Eine Stunde für dich“.

Er geht vor! Verzichte Du!



Jeden Platz für Fronturlauber!

Der Kerkelmacher von Sarah Stephan

Roman
von Alfons v. Czibulka

Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

(17. Fortsetzung)

Elisabeth Brand berichtete von den Kerkeln, die sie zur Kaiserin getragen, vom Leutnant von Rabenau auf der Marschallstraße, von seinen Herberpromenaden, von der Kuchendörfer Fahrt, von seinem plötzlichen Fernbleiben, seinem Kurierritt nach Wien und dem Abend im Vestibul. Die Greisin hörte aufmerksam zu. Der Zauber dieser warmen, schwingenden Mädchenstimme nahm sie gefangen. War das jetzt eine große Dummheit oder eine große Liebe? Oder gehörten Dörbheit und Liebe zusammen? Und wie es ausging, entschied dann das Glück. Ihre Augen sahen voll Güte auf das Mädel. War ja schließlich auch nicht das erste Mal, daß eine Wachszieherin das Blut der Rabenau verführte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war's schon einmal geschehen. War zwar damals eine Kärntnerer Patrizierstochter gewesen. Aber als einziger doch wohl auch einmal begonnen.

Als das Mädel schwieg, streichelte die Greisin ihre Hand. Als wieder ein Rabenau und eine Lebzelterin! Na, ihr konntet es recht sein. Aber ein Theater würde das geben! Vor allem bei der Kaiserin. Sie erhob sich langsam, nicht nachdenklich und sagte: „Jetzt kann ich also mit meiner Beiseit wieder nach Hause gehen und muß dem Malheur seinen Lauf lassen. . . Oder laßt sie mir sagen, was werden soll?“

Das liebe, glatte Gesicht der Greisin unter dem silberweißen Haar machte der Zist Mut. Der Schalk lachte ihr aus den Augen, als sie jetzt fröhlich und sagte: „Wenn uns halt die Frau Baronin bei dem Malheur ein bißchen helfen!“ Sie beugte sich über die schmale, zitterige Greisengrube.

Die Baronin nickte und strich ihr über den Schenkel: „Wird wohl auch das Geseheste sein.“ Wieder war es der Zist wie damals unter den blühenden Blumen der Pfingst.

Eine Weile stand sie dann noch am Fenster und sah auf den Dom, an dessen Gemauer schon

die blauen Schatten des Abends stiegen. Doch dann hielt sie es in ihrem Zimmer nicht aus. Selbst das Haus schien ihr zu eng für ihr Glück. Jemandem mußte sie von dem Wunder erzählen. Mit dem Vater konnte sie nicht sprechen. An Märchen glaubte der nicht. Eher schon die Vielgatterin. Aber die war ihr zu wider. Sie beschloß, zu Matthias Wimmer zu gehen. Doch sie wollte vorher noch einen Spaziergang machen, über Graben und Fehung. Zu sehr noch stürmte ihr Herz.

Als sie gerade am Stod im Eisen vorüberkam, merkte sie, wie ein Soldat an ihr vorbeistie, stehen blieb und dann hinter ihr herging. Rascher schritt sie aus, denn es dämmerte schon. Da hörte sie eine Stimme neben sich: „Ach muß der Demoselle was sagen.“ Elisabeth Brand ließ beinahe. Da klang wieder die Stimme: „Grad hab ich zur Demoselle wollen. Ach bin nämlich der Burich vom Herrn Leutnant.“

Unwillkürlich verhielt sie den Schritt. Sie wußte: es war gegen allen Anstand. Aber sie konnte nicht anders. Sie fragte leise zurück: „Ist denn der Herr Leutnant in Wien?“

„Das nicht. Wenn die Demoselle mich halt anhören will!“ Er überholte sie, ging vor ihr her. Nach hundert Schritt verschwand er in einem Hause. Die Zist sah sich ängstlich um. Wenn sie wer sah! Das war für die Frau Zant ein Freß! Sie knickte ins Tor. Es war ein Durchgange. Menschen eilten durch die Höfe. Doch in der Ecke hinter dem Tor, wo der Dragoon stand, war es schon dunkel. Sie schlüpfte ihm zu: „Und jetzt mach Er schnell! Bringt Er mir einen Brief!“

Der Soldat schüttelte betrübt den Kopf und schwieg.

Elisabeth Brand erschrak. Sie griff hastig nach seinem Arm: „Nicht ihm was nachsehen? Ist er?“ „Nein, das ist. . . G'fange habens ihn halt! Vor drei Tagen bei Cläus.“

Sie atmete auf. Gefangenschaft war schlimm. Aber wenigstens brauchte sie nicht mehr um sein Leben zu bangen. Und bis zum Herbst würde dieser dumme Kriege wohl zu Ende sein. Sie lachte: „Aber gesund ist er doch?“

Wieder schüttelte der Burich den Kopf: „Verwundet! Als ein G'fange laßt sich unser Leutnant nicht fangen.“

Sie schrie leise auf: „Schwer?“

Er nickte. Tränen standen in seinen Augen. Er liebte seinen Herrn. Er begann zu erzählen. Sie schluchzte und zitterte. Verängstigte Mädel der Vorübergehenden wandten sich ihr zu. Endlich

bezwang sie sich und sagte: „Hier können wir nicht bleiben. Kenn ich ihn noch einmal sprechen?“

„Freilich. Tagens nur wo, Demoselle!“

Sie überlegte: „Komm Er morgen um neun in den Laden. Es war ihr eingefallen, daß der Vater morgen in aller Früh über Land mußte. Und um neun Uhr war auch die Vielgatterin nicht im Laden.“

Der Burich nickte: „Ach komm g'wiss.“ Er schen zu überlegen, hob plötzlich den Kopf, sah sie treuerzigt an und sagte: „Wenn die Demoselle halt zum Herrn Leutnant fahren will!“

Elisabeth Brand lachte schmerzlich: „Wo denkt Er denn hin?“

War Marie-Luise von Rabenau auch heftigstend und herrlich: ihren Sohn liebe sie.

Eben hatte die Grand'mère die Sänfte bestiegen, als der Baron, was sonst kaum geschah, in das Zimmer seiner Frau gekommen war und mit selbstam veränderter Stimme erzählt hatte, daß der Christl gefangen und verwundet sei. Diesmal anscheinend schwer. Eben sei der Burich aus dem Hauptquartier gekommen. Hadit habe ihn selber geschickt.

Marie-Luise von Rabenau sah in sein pöglisch gealtertes Gesicht. Die Angst schüttelte sie. Sie fragte besonnen: „Lebt er überhaupt noch?“ Ihr Mann hob die Hände, ließ sie wieder sinken, und mit den Schultern: „Jespere.“ Da faß sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Später sprach sie dann selbst mit Christl's Burich. Was er berichtete, beruhigte sie nicht. Sie mußte sich zu Bett legen.

Auch am anderen Tage, als ein Hofknecht erschien und meldete, daß ihre Majestät die Baronin am nächsten Vormittag um elf Uhr erwarte, konnte sie nicht daran denken, aufzubrechen. Sie wollte sich entschuldigen lassen. Die Mädel mit diesem Mädel erlitten ihr jetzt selbst als Bagatelle. Aber die Grand'mère wollte davon nichts wissen. Sie erklärte, sie werde am Marie-Luise's Stelle zur Kaiserin gehen. Sie war Optimistin aus Ueberzeugung. Sie konnte nicht finden, daß das Leben ein Jammerthal sei. Ihr hatte sich schließlich alles zum Guten gewendet. Das würde jetzt auch nicht anders sein. Der Christl würde schon wieder gesund werden! Aber eben deshalb mußte die Geschichte mit der Lebzelterin in Ordnung gebracht werden. So oder so! Weiß Gott als welchen Toten Marie-Luise der Kaiserin das Mädel geschickt hätte. Es war wohl besser, wenn Grand'mère bei der Audienz assistierte. Wie hantig die Kaiserin werden konnte, wußte sie ja!

Als die Grand'mère vor zwei Jahren zum letzten Male in Audienz gewesen war, war ihr der Hofknecht noch gelungen. Diesmal aber wußte sie an der hohen, weißen Tür im Arbeitszimmer der Kaiserin, machte eine hilflose, bedauernde Handbewegung und entschuldigte ihr Unvermögen mit einem liebenswürdig-verlegenen Lächeln.

Maria Theresia erhob sich, sagte erstreut: „Die Grand'mère“, aua auf sie zu, nahm die Greisin an der Hand und führte sie zu einem hohen, gepolsterten Stuhl neben ihrem Schreibtisch: „Das ist aber schön, daß Sie kommt. Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen.“ Sie warf einen Blick nach der Uhr: „Aber wo bleibt Ihre Schwiegertochter? Für Viertel nach elf hab ich die Brand bestellt.“

Die alte Baronin berichtete. Maria Theresia freilachte tröstend ihre Hand: „Was, der Rabenau ist gefangen und wieder verwundet? Davon wußte ich ja gar nichts. G'schentlich ist es nicht so schlimm, wie es aussieht.“

Die Baronin lachte: „Unkraut verdirbt nicht, Majestät.“

„Eine Optimistin war Sie schon immer, Grand'mère. Doch mit dem Unkraut hat Sie schon recht bei Ihrem Herrn Enkel. Ist sonst ein braver Offizier und wird's zu was bringen. Aber diese Dummheit mit der Brand geht mir schon recht contre coeur. . . Schade, daß er bei der kleinen Hartenberga zu spät gekommen ist!“

Die alte Rabenau machte verwunderte Augen. Mit der Hartenberga war es also nichts. Die Chancen der Wachszieherin hingen entschieden. Sie fragte: „Zu spät, Ihre Majestät?“

„Ja, leider. Sie weiß doch, Grand'mère, daß ich eine Mariae zwischen der Komtesse und Ihrem Enkel gern gesehen hätte. Ach habe sogar ein bißchen Vorlesung spielen und den Herrn Leutnant für ein paar Wochen ins Quartier nach Zant legen wollen. Auch der Komtesse habe ich geschrieben und ihr geraten, gleich von allem Anfang an recht lieb mit ihm zu sein. Aber die Freuden machen mir einen Strich durch die Rechnung. Rabenau kam nicht nach Zant, und sogar die Briefe gingen sie ab. Und jetzt schreibt mir der Vater, daß sie plötzlich einen alten polnischen Grafen geheiratet habe. Muß Hals über Kopf gegangen sein. Denn als mir die Komtesse nach dem Falschung Abien sagte, war von so rascher Verdingung ihres jugendlichen Standes nicht die Rede.“

(Fortsetzung folgt.)

